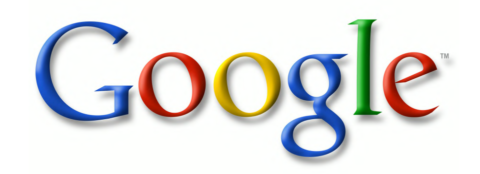






ÜBER DIE ARTEN DES SEINS.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg

am [illegible] Februar [illegible]

vorgelegt von

HANS PICHLER.



WIEN und LEIPZIG

WILHELM BRAUMÜLLER

[illegible]

1906

ÜBER DIE ARTEN DES SEINS.

ÜBER DIE ARTEN DES SEINS.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg

am 19. Februar 1906

vorgelegt von

HANS PICHLER



WIEN UND LEIPZIG

WILHELM BRAUMÜLLER

k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler

1906

Geboren am 26. Februar 1882 zu Leipzig, verbrachte ich die Kindheit in meinem Vaterland Österreich, vollendete die Gymnasialstudien am Gymnasium zu Karlsruhe im Jahre 1901 und studierte Philosophie an den Universitäten Straßburg, Berlin und Heidelberg.

Meinen verehrten Lehrern, vor allen Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Windelband, weiß ich mich zu großem Danke verpflichtet.

Das ontologische Problem hat Aristoteles in die abendländische Begriffsentwicklung eingeführt. War vor ihm das philosophische Interesse vorzugsweise der Fragestellung zugekehrt: was ist das Seiende, so untersuchte er: was ist das Sein, und beschied sich bei der Ansicht, daß die Seinsbegriffe disparat und nur ὁμώνυμα κατ' ἀναλογίαν sind.*) Eine rein analytische Begriffsbestimmung des Seins kann nicht weit führen, die Richtung gebenden Gesichtspunkte entnahm Aristoteles seiner Metaphysik, die als *transzendente Logik* ihn zur Unterscheidung der γένη τοῦ ὄντος nach den Kategorien führte. Ihr fehlt nichts als die Bestimmung des übergeordneten Gattungsbegriffes Sein, der freilich nur auf dem erkenntniskritischen Boden der *transzendentalen Logik* gefunden werden konnte.

Unter dem Einfluß des Aristoteles geriet in der Scholastik die Ontologie in jene eigentümlich unfruchtbare Verbindung logischer Begriffsanalysen mit dogmatischen Voraussetzungen. Die Folgezeit brachte zum metaphysischen Dogmatismus noch den metaphysischen Skeptizismus zur Ausbildung. Diese beiden, die sich solange eine außerordentliche Wichtigkeit im menschlichen Weltbegriffe angemaßt hatten, machte Kant in der Kritik der reinen Vernunft zunichte durch die Einsicht, daß alles erkennbare Sein kategorial vergegenständlichte Anschauung ist.

---

*) cf. *Brentano*, „Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden bei Aristoteles“, S. 85 ff.

Das Kriterium für die Erkenntnis sind nicht Gegenstände »an sich«, sondern die Anschauung, alle Vergegenständlichung ist die Tat des kategorialen, konstruktiven Denkens. Ein Denken, das den Bereich der Erfahrung verläßt, d. h. Gegenstände erkennen will, denen keine Anschauung korrespondiert, irrt von Phantom zu Phantom: Kant hält sich »an der einzigen billigen Forderung, daß man sich ... darüber rechtfertige, wie man es anfangen wolle, seine Erkenntnis ... bis dahin zu erstrecken, wo keine mögliche Erfahrung und mithin kein Mittel hinreicht, irgendeinem von uns selbst ausgedachten Begriffe seine objektive Realität zu versichern. Wie der Verstand auch zu diesem Begriffe gelangt sein mag, so kann doch das Dasein des Gegenstandes desselben nicht analytisch in demselben gefunden werden, weil eben darin die Erkenntnis der Existenz des Objektes besteht, daß dieser außer den Gedanken an sich selbst gesetzt ist.«*) »In dem bloßen Begriffe eines Dinges kann gar kein Charakter seines Daseins angetroffen werden. Denn, ob derselbe gleich noch so vollständig sei, daß nicht das Mindeste ermangle ... so hat Dasein mit allem diesem doch gar nichts zu tun, sondern nur mit der Frage: ob ein solches Ding uns gegeben sei, so daß die Wahrnehmung desselben vor dem Begriffe allenfalls vorhergehen könne ... die Wahrnehmung, die den Stoff zum Begriff hergibt, ist der einzige Charakter der Wirklichkeit.«**)

So ist das Problem des Seins auf den erkenntniskritischen Boden verpflanzt. Kant konnte in der Kritik d. r. V. alle unsere Erkenntnisansprüche auf das Feld der möglichen Erfahrung einschränken, weil er in der transzendentalen Logik die nach

*) Kritik d. r. V. B., S. 667.

**) Kritik d. r. V. B., S. 273.

sicheren Grundsätzen vollzogene Grenzbestimmung unseres Erkennens aufgewiesen hat, »welche ihr nihil ulterius mit größester Zuverlässigkeit an die herkulischen Säulen heftet, die die Natur selbst aufgestellet hat, um die Fahrt unserer Vernunft nur soweit, als die stetig fortlaufenden Küsten der Erfahrung reichen, fortzusetzen«.*)

Die fortlaufenden Küsten der Erfahrung sind die Reiche des Seins, die durch ihren Gegensatz zum bloßen Gedachtsein und eine notwendige Beziehung auf die Anschauung freilich noch nicht genügend bestimmt sind. Der Existenzialbegriff erhält seinen inhaltlichen Wert erst in den kategorial spezifizierten Seinsarten.

Daß das Sein den Merkmalen, mit denen wir einen Gegenstand denken, nicht gleichgestellt werden kann — aus welchem Grunde hyperkritische Logiker es auch nicht als Prädikat wollen gelten lassen — ist füglich klar. Wir haben keinen intellectus archetypus, d. h. das Denken bringt die seinen Gegenständen korrespondierende Anschauung nicht hervor, es findet an der Anschauung immer dann eine Schranke, wenn es auf synthetische Urteile ausgeht.**)

Wie aber, wenn trotz der Kritik d. r. V. auf Grund bloßer Nominaldefinitionen ein Gegenstand als seiend gedacht wird? Das kann natürlich nicht verwehrt werden, aber wer das tut, unterwirft sich

*) Kritik d. r. V. A., S. 395. — Die kritische Grenzbestimmung, die in der transzendentalen Analytik dem Erkennen zuteil geworden, macht die originale Bedeutung Kants für die Ontologie aus; die einzigartige Bedeutung der Erfahrung war bereits vorher von Bacon bis Hume mit allem Nachdruck programmatischer Emphase betont worden.

**) cf. Riehl, „Der philosophische Kritizismus“, I, S. 320, „analytische Urteile sind reine Begriffsurteile — synthetische Anschauungsurteile“.

damit, wenn er den Begriff Sein in dem hier zugrundegelegten Sinne nimmt, einer Gerichtsbarkeit, die seitab der für die Wahrheit der analytischen Sätze geltenden steht.

Diese vom Denken unabhängige Gerichtsbarkeit des Gegebenen (der Anschauung) muß die kritische Erkenntnistheorie anerkennen, wenn anders sie die synthetischen Urteile auf ihre Gültigkeit bewerten will. Daher sie zwar des jeweiligen, zumeist gar nicht möglichen Rekurses auf die gegebene Anschauung enthoben ist, aber sie als entscheidendes Kriterium zugrundezulegen hat, um die Besonderungen der empirischen Seinsbegriffe ebenso wie alle synthetischen Sätze einzig dann als gültig anzuerkennen, wenn sie dieser ihrer Voraussetzung gemäß sind.

Somit wird für den konsequent methodischen Erkenntnistheoretiker alles Sein nur als gültig zu beurteilendes Sein Bedeutung haben; doch darf nicht vergessen werden, daß das Kriterium hiefür in der Anschauung liegt, sonst wird gleich dem ens verum Chr. Wolffs das gültig beurteilte Sein schemenhaft, wie die Gültigkeit der Bejahung selbst.

Die viel berufene Lehre esse est percipi, also die Konfundierung vom »Gegebensein« des Anschaulichen mit dem Sein, ist bestenfalls eine Tat sprachlicher Willkür ohnegleichen.

Das Gegebene ist überhaupt keine Art des Seins, geschweige dessen ganzer Umfang. Es ist der unerschöpflich reiche Boden, in dem alle Arten des Seins wurzeln, über den sich aber auch alle erheben. Die Anschauung ist die Bedingung für jede Objektivierung. Ein Chaos, mit dem für sich wenig zu beginnen ist, und das erst der Verstand »geschäftig, die Erscheinungen in der Absicht zu durchspähen, um an ihnen irgend eine Regel aufzu-

finden« *) zu den verschiedenen Arten des Seins interpretiert.

Das Gegebenheitsurteil ist kein Existenzialurteil, weil das Gegebene, als kategorial nicht vergegenständlicht, den übrigen Seinsarten nicht koordiniert werden kann.**)

Die Einheit, auf die das Gegebene im Gegebenheitsurteil bezogen wird, ist die Bewußtseinseinheit, Kants transzendentale Apperzeption.

Wenn gemäß der erkenntnistheoretischen Grundvoraussetzung das Denken in der Anschauung sein Kriterium finden soll, so muß es zu dieser in einer Beziehung stehen; »also hat alles Mannigfaltige der Anschauung eine notwendige Beziehung auf das: Ich denke in demselben Subjekt, darin dieses Mannigfaltige angetroffen wird«.***)

Der Anschauung, nicht Gegenständen an sich, steht das Denken gegenüber. Durch kategoriale, konstruktive Synthese werden die Bewußtseinsinhalte gedeutet zu Wahrnehmungen von Gegenständen. »Wenn wir untersuchen, was denn die Beziehung auf einen Gegenstand unseren Vorstellungen für eine neue Beschaffenheit gebe, und welches die Dignität sei, die sie dadurch erhalten, so finden wir, daß sie nichts weiter tue, als die Verbindung der Vorstellung auf eine gewisse Art notwendig zu machen.« †)

Die Notwendigkeit, welche solche gegenständliche Regeln der Anschauungsverknüpfungen mit

*) Kritik d. r. V. A., S. 126.

**) Rickerts Kategorie der Gegebenheit (cf. „Gegenstand der Erkenntnis", S. 166 ff.) ist keine gegenständliche Kategorie.

***) Kritik d. r. V. B., S. 132.

†) Dass. S. 242. Über den kantischen Begriff des Gegenstandes als Regel und seinen historischen Hintergrund cf. Windelband Präludien, S. 132 bis 147.

sich führen, ist zu deren Faktizität hinzu gedacht, die Kategorien dienen bloß »durch Gründe einer a priori notwendigen Einheit Erscheinungen allgemeinen Regeln der Synthesis zu unterwerfen«.*)

Obschon diese notwendige Zusammengehörigkeit von Anschauungen zu diesen hinzugedacht ist, so bleibt doch der Gegensatz zum bloßen Gedachtsein bestehen, dies will ja eben der Begriff der Notwendigkeit in den gegenständlichen Kategorien ausdrücken, und obschon in der Erfahrung niemals der Gegenstand mit den unendlich vielen zu ihm gehörigen Anschauungen ins Bewußtsein tritt, sondern immer nur einzelne Anschauungen, die auf ihn als zugehörig (»repräsentierend«) gemäß der den Gegenstand konstituierenden Kategorie bezogen werden, so ist doch am Gegenstand, abgesehen von der kategorialen Synthese, nichts als was zur möglichen Erfahrung gehört.

Je nach den Kategorien, die die seienden Gegenstände konstituieren, gibt es verschiedene Arten von seienden Gegenständen, also liegt das principium divisionis des in der kategorialen Vergegenständlichung des Gegebenen bestimmten Gattungsbegriffes Sein nicht etwa in der Verschiedenheit des Anschaulichen in den Wahrnehmungen, sondern die Arten des Seins unterscheiden sich durch die in ihren kategorialen Gegenstandsbegriffen behauptete Beziehung auf die Anschauung.

Solcher Regeln notwendiger Anschauungsverknüpfungen kennt Kant nur zwei: die Kategorie der Inhärenz und die Kategorie der Kausalität, und nur der Seinsart der Dinge hat er seine

*) Kritik d. r. V. B., S. 185.

Aufmerksamkeit zugewandt. Wenn sich nun zeigen läßt, daß unter Zugrundelegung eines Seinsbegriffes, dessen generischer Inhalt die kategoriale Vergegenständlichung der Anschauung ist, dem Sein der Dinge und dem Sein der Naturgesetze gemäß dem principium divisionis noch das Sein von Raum und Zeit und das psychische Sein koordiniert werden muß, so scheint vielleicht mit dieser Inbeziehungsetzung der aristotelischen Ontologie mit dem kantischen Seinsbegriffe nur die Aufgabe eines schematischen Ausbaues der Kategorienlehre und der Ontologie gelöst. Eine solche Lösung würde sich indes nach zwei Seiten hin fruchtbar zeigen.

Zuvörderst muß es sich rächen, wenn die prinzipielle Einheitlichkeit der logischen Struktur der Erkenntnisgebiete, nämlich der Seinsarten, übersehen wird. Dann werden Probleme unter einen zu engen Gesichtskreis gestellt und damit unlösbar, wie z. B. der viel berufene Solipsismus, oder sie werden bei Unkenntnis der übereinstimmenden Verhältnisse hier und dort in gegensätzlichem Sinne angepackt, wie es beispielsweise oft mit dem Begriff des Unbewußten geschieht, oder endlich es werden artmäßig koordinierte Gebiete vermengt, wie es etwa der methodologisch begründete psychophysische Parallelismus tut.

Andererseits handelt es sich um jene Probleme, welche die polemische Anpassung an die kantische Erkenntnistheorie gezeitigt hat durch die Umbildung des Nominalismus zum Positivismus. Ihn wird die konsequente Ausgestaltung der kantischen Ontologie zwar nicht widerlegen, denn der Positivismus ist der einzige Gegner, wider den die kantischen Begriffe nichts ausrichten. Aber sie wird ihn zur Selbstvernichtung bringen, indem sie — durch die einzige fundamentale und unverfängliche, weil an

der Anschauung ein stetes Kriterium habende Behauptung der Notwendigkeit der steten Regelmäßigkeiten der Erfahrung zu den verschiedenen Arten des Seins geführt — eine Konsolidierung des gesamten Erkenntnisgebietes erreicht, von derartig einheitlichem und festem Gefüge, daß der Positivismus dieses ihn aufhebende System als die »einfachste« Formulierung wird anerkennen müssen, solange es in der Erfahrung seine Bestätigung findet.

Nun gibt es aber ein Gebiet, in dem der Nominalismus wirklich am Platze zu sein scheint.

Mannigfache, sehr ernsthafte Gründe drängen immer energischer darauf hin, aus der Naturwissenschaft eine bloße τέχνη zu machen. Sie soll es nicht mehr als Aufgabe ansehen, die Natur zu begreifen, sondern sich beschränken, Formeln zu finden, um die Ereignisse zu berechnen (Mach, Rickert).

Die Begriffe, welche die Naturwissenschaft einzig in Hinsicht auf diese Zwecke bildet, beanspruchen grundsätzlich keine Seinsbedeutung.

Aber dem Nominalismus, der so in der Naturwissenschaft vielleicht ohne Opfer durchführbar ist, darf die Natur, der »Inbegriff aller Gegenstände der Erfahrung« *) nicht ausgeliefert werden, d. h. Natur ist eine letzte Voraussetzung, das ontologische Ordinatensystem, auf dem wir allen Erfahrungen ihren Ort anweisen; nach der »Annahme des Geistes, daß ein konstant Wirkliches ein Notwendiges sei« **) wird die Phalanx der Seinsarten aus dem Stoff der Erfahrung aufgebaut.

Und es ist klar, daß, wenn die Gütertrennung zwischen Begriff und Natur wirklich einmal ernstlich in Angriff genommen werden sollte, die Natur

*) Kant, Prolegomena A., S. 74.

**) Windelband, Die Lehren vom Zufall, S. 39.

alles dasjenige beanspruchen wird, was innerhalb der notwendigen Regeln der Anschauungsverknüpfungen eingeordnet werden kann — mag es auch von der Naturwissenschaft erforscht sein — und daß ein Mangel an Folgerichtigkeit in der Bestimmung des Naturbegriffes, d. h. des Seinsbegriffes, nicht nur einzelne Verwirrungen zeitigt, sondern das ganze Weltbild verzerren muß.

Die Realität der Dinge.*)

Begreiflicherweise stand im Mittelpunkt der ontologischen Fragestellungen allzeit die Realität der Körperwelt. Die Fülle der gegensätzlichen Lösungsversuche, die die Entwicklung der philosophischen Geschichte zeitigte, ist erstaunlich, erstaunlich die Schwungkraft, mit der sich gestaltende Geister von ihrem Ausgangspunkt, der Verbegrifflichung der Sinnenwelt, erhoben zu den erdachten Gebilden weltferner Philosopheme.

Allzugeneigt, die Natur zu vereinfachen auf Kosten ihrer wahren Vielgestaltigkeit, opfert der Systematiker, bald das Sein dem Werden, bald das Werden dem Sein und wieder das Phänomenale anschauungsfremden Dingen und die Dinge dem Phänomenalen.

Mit Kants Kritik d. r. V. ist der erkenntnisdurstige Geist aus seiner Jugendjahre phantastischem Jagen nach dem ὄντως ὄν herausgetreten und hat sich abgefunden mit der anschaulichen Welt.

---

*) Wiewohl auch der Laie bei der Fällung von Existenzialurteilen die Arten des Seins voneinander unterscheidet, derart, daß die Prädizierung des Seins zumeist in dem Sinne einer Zuordnung zu einer bestimmten Klasse als seiend bereits anerkannter Gegenstände vollzogen wird, kam doch — dies ist eine erstaunlich logische Barbarei — keine der Kultursprachen dazu, sie mit einem festen Terminus zu bezeichnen. Sein, Wirklichkeit, Existenz, Realität werden völlig gleichdeutig gebraucht. Im Fortgang dieser Arbeit wird Realität immer das Sein der Körperwelt bezeichnen.

Welche Gründe auch der Metaphysiker haben mag, sich ein ὄντως ὄν zu ersinnen hinter der Sinnenwelt, so hat doch diese das voraus, daß sie erweislich mehr ist als ein bloßes Hirngespinst. Freilich, aus Begriffen läßt sich die Realität so wenig wie die anderen Arten des Seins ableiten, die Ausdeutung von Gegebenem durch die Kategorie der Inhärenz zu realen Dingen ist wie alle kategoriale Vergegenständlichung eine letzte Voraussetzung über alle möglichen Erfahrungen, die an der wirklichen Erfahrung kein erschöpfendes, aber ein zureichendes Kriterium findet.

Der Dingbegriff ist eine Regel von Anschauungen derart, daß die zu einem Dinge gehörigen anschaulichen Bestimmungen als seine Eigenschaften aufgefaßt werden. »Unsere Synthesis heftet in dem unsäglich komplizierten Begriffe des Dinges diejenigen Wahrnehmungen zusammen, als zu einem Dinge gehörig, die sich beziehen lassen auf einen Ort im Raum, auf einen kontinuierlichen Ablauf der Veränderungen, auf eine naturgesetzliche Notwendigkeit«.*)

Das Sein der Dinge besteht in ihrer notwendigen Beziehung auf die Anschauung. Ein reales Ding kann zwar selbst weder in der einzelnen Anschauung Bewußtseinsinhalt werden, noch der Summe der unendlich vielen zu ihm gehörigen Anschauungen gleichgesetzt werden, und die Dingvorstellung als die durch die kategoriale Synthese hinzugedachte Einheit von Anschaulichem, ist selbst nicht anschaulich.

Verliert dann nicht das Reale alle Beziehung zum Bewußtsein? Die Wahrnehmungen sind nicht real und die Dingeinheit ist nicht wahrnehmbar. Diese Schwierigkeit ist nur durch falsche Spitz-

*) Sigwart, Logik II, S. 117 bis 136.

findigkeit geschaffen; es geht nicht an, derartig zu scheiden, daß auf die eine Seite alle möglichen Wahrnehmungen, auf die andere das entblößte Ding gestellt wird. In der Wahrnehmung wird ja eben das Ding selbst wahrgenommen, nicht etwa die Empfindung, diese ist gegeben.

Ein Ding wahrnehmen heißt Anschauungen auf ein Ding beziehen.

So wird der Voraussetzung, daß alles Sein kategorial intellektuierte Anschauung ist, durch den Realitätsbegriff entsprochen: abgesehen von dem kategorialen a priori ist an den Dingen nichts als Anschauliches.

Die Wahrnehmungsnotwendigkeit ist eine allgemeine, d. h. überall, wo die Bedingungen zur Wahrnehmung eintreten, müssen die realen Dinge wahrgenommen werden, Halluzinationen, Illusionen, Traumbilder, mögen sie sich auch inhaltlich in nichts von dem normal wahrgenommenen unterscheiden, sind nicht real, weil sie nicht zu einer Regel einer allgemein notwendigen dinglichen Anschauungsverknüpfung gehören.

Anderseits muß Realität auch dem nicht Wahrgenommenen zugeurteilt werden, insofern es nur unter bestimmten Bedingungen wahrnehmbar ist. Auch das weder hic et nunc Wahrgenommene, noch durch frühere Wahrnehmungen Bekannte, noch auch als wahrnehmbar je Erschlossene ist real, sofern es nur eine notwendige Beziehung auf mögliche Wahrnehmung hat. So Kant im zweiten »Postulat des empirischen Denkens«. »Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (der Empfindung) zusammenhängt, ist wirklich.«

Selbstverständlich muß Wahrnehmbarkeit weit genug gefaßt werden. Infusorien, dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar, werden es durch das Mikroskop,

die Rückseite des Mondes durch Verlassen des terrestrischen Standpunktes, die Fixsternwelten, die nie am nächtlichen Himmel aufleuchten, erschließen sich dem Weltenwanderer.

Ahnend steht der Mensch vor der unermeßlichen Fülle der Natur, wenig erfährt er von dem, was sie zu ihm spricht »zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen«.*)

Wer durch die Tat des Kopernikus schwindeln gemacht, den anthroprozentrischen Standpunkt wieder zu gewinnen trachtet, indem er die Dauer der Welt von dem Dasein wahrnehmender Menschen abhängig machen will, mißbraucht die kantische »kopernikanische« Tat. Als ob Kant nach der Kritik d. r. V. seine »Naturgeschichte des Himmels« verleugnet hätte. Als ob die Wahrnehmbarkeit des Realen endet, sobald es an Geschöpfen fehlt, wahrzunehmen. Die notwendige Beziehung auf die Anschauung, die wir den Dingen zuurteilen, ist unabhängig von allem tatsächlichen Anschauen. Vorstellbar ist es ja freilich nicht, was ein Reales sei, ohne daß es wahrgenommen wird. Obschon der begriffliche Wert der Realität durch das Merkmal der Wahrnehmbarkeit ausreichend bestimmt ist, scheint doch keine befriedigende Formel gefunden.

Das in der Unentrinnbarkeit des naiven Realismus sich äußernde Bedürfnis, das Reale als ein Wahrgenommenes zu hypostasieren ohne Beziehung auf die wirkliche Wahrnehmung, wird immer die Formulierung: real sind die wahrnehmbaren Dinge, als ungenügend empfinden.

Der Grund liegt nicht so sehr in dem Beharren der Wahrnehmungswelt als in ihrer steten Veränderung. In den Wahrnehmungen offenbart sich ein Kontext des Geschehens, dessen kontinuierlicher

*) Goethe, Farbenlehre. Vorwort.



Ablauf unabhängig erscheint von der Diskontinuität der Wahrnehmungen.

Das Problem des naiven Realismus, wie die Dinge aussehen, wenn sie nicht wahrgenommen werden, hat in gegensätzlicher Weise zu Phänomenalismus und transzendentalem Realismus geführt. Der fundamentalen These des Phänomenalismus, daß das Reale nur etwas im Bewußtsein ist, setzt der Realismus die Hypostasierung von Bewußtseinsinhalten als unabhängig von allem Bewußtsein entgegen und unterscheidet sich damit vom naiven Realismus nur durch die Auswahl der zu hypostasierenden Bewußtseinsinhalte und die Systematisierung der naiv-realistischen Naivität. Hingegen schlägt das esse est percipi des Phänomenalismus freilich den Knoten durch, doch auf eine so brutale Weise, daß damit nicht nur die Kontinuität des Realen, sondern alle Arten des Seins sich auflösen und in ein Chaos von Bewußtseinsinhalten zerfallen.

Aber es ist nicht eben notwendig, nach unbefriedigter Durchmessung von naivem und transzendentalem Realismus und Phänomenalismus sich dem Agnostizismus zu verschreiben, denn die unlösbare Aufgabe enthält einen Widerspruch in der Fragestellung: da wir alle unsere anschaulichen Vorstellungen von der Welt nur den Sinneserfahrungen verdanken, ist es ein Nonsens, sich anschaulich vorstellen zu wollen, wie die Welt unanschaulich aussieht.

Auch bestehen keine sachlichen Notwendigkeiten, auf diese Weise um die Ecke zu sehen; solange die Wahrnehmbarkeit gewiß ist, können wir von den Dingen sprechen, als wären sie stets in den Wahrnehmungen gegenwärtig. Ein wirkliches Problem liegt dem einhelligen Streben so vieler syste-

matischer Gegensätze über den naiven Realismus hinaus freilich zugrunde. Es ist die Kluft zwischen anschaulicher und begrifflicher Welt, jener Gegensatz, der, vom Anbeginn des philosophischen Denkens empfunden, in den metaphysischen Systemen zu einer Steigerung ins Grenzenlose drängte und erst von Kant in seiner endgültigen Notwendigkeit begriffen und fruchtbar gemacht wurde.*)

Eine Begründung des Realitätsbegriffes gegenüber dem Phänomenalismus ist seit der Kritik d. r. V. nicht mehr vonnöten.**)

Und eine Beurteilung der Natur als Sinnenschein mittels sinnesphysiologischer Beweistümer bringt ihren Gewährsmann, die Sinne, in die nicht weiter ernst zu nehmende Rolle des bekannten kretischen Lügners: sie, die ja auch ein Stück Sinnenwelt sind, zeugen dann gegen sich selbst.

Dergleichen Argumentationen haben auf die Begriffsentwicklung auch nichts vermocht, aber ein ähnlicher weniger zugespitzter Gedankengang — die Unterscheidung der primären und sekundären Qualitäten — ist nicht ohne tiefgreifende Wirkung auf den Realitätsbegriff geblieben.

Die von Demokrit systematisch begründete Ausscheidung bestimmter Empfindungsmodalitäten als subjektiv ist unstreitig eine Großtat naturwissenschaftlicher Abstraktion, hat indes durch ihre Übernahme in den Naturbegriff nur eine unglückselige Verarmung desselben herbeigeführt, an der noch die Gegenwart leidet.

Auch durch die sogenannten subjektiven Sinne werden die Dinge selbst wahrgenommen, wir haben

---

*) cf. Düssel, „Anschauung, Begriff und Wahrheit“.

**) Kants spezielle „Widerlegung des Idealismus“ richtet sich indes nur gegen den Spiritualismus.

Gehörsempfindungen, beziehen sie gemäß der Kategorie der Inhärenz auf einen Gegenstand und sagen etwa »wir hören eine Glocke«. Dem Einwand, daß nicht die Glocke gehört wird, sondern nur Töne, kann die Weglassung der Beziehung auf den Gegenstand auch beim Getast entgegengesetzt werden, es läßt sich ebenso sagen »ich taste keine Glocke, ich habe nur Druckempfindungen«. Die Beziehung auf bestimmte Dinge ist ja nicht ohne weiteres möglich, daß wir Bäume sehen, das Rauschen der Blätter hören, von der Sonnenwärme durchströmt werden, muß erst gelernt werden.

Daß die Bestimmungen der Dinge, die wir durch die sogenannten subjektiven Sinne erfahren, mit ihnen räumlich und zeitlich viel weniger eng verhaftet sind wie die materiellen, kann ihre Subjektivität nicht begründen.

Das Interesse des Naturforschers für das mechanische Geschehen ist wohl begründet. Da die Naturwissenschaft den Gang der Ereignisse zu berechnen trachtet, sind die Beschaffenheiten der Dinge für sie um so wesentlicher, je mehr sie sich zu solcher Absicht eignen, und da dies der Fall ist bei den materiellen Quanta mit ihren Volumen-Gruppierungs- und Bewegungsveränderungen, empfiehlt sich die vorzugsweise Bearbeitung des mechanischen Geschehens von vornherein.

Dadurch wird zugleich der Naturforschung die Aufgabe aufgedrängt, für qualitative Veränderungen der Dinge funktionelle Beziehungen zu suchen zu mechanischen, ein Ziel, dem gerade moderne Entdeckungen uns bereits nahe gebracht zu haben scheinen. Gesetzt, daß die physikalische Theorie, die alles Geschehen in der Welt auf mechanische Veränderung zurückführt, richtig ist, eine Frage, über

die nur die zielbewußte experimentelle Befragung der Erfahrung zu entscheiden hat, so würde als die einzige Energieform die mechanische Kraft anzuerkennen sein, und das Eintreten von akustischen, optischen (elektrischen, magnetischen, chemischen) Wärme-, Geruchs- und Geschmacksveränderungen wäre bedingt durch molekulare Konfiguration und Bewegung.

Damit wäre der Begriff einer Welt erarbeitet, in der alle Vorgänge sich anschauen ließen als molare und molekulare Bewegungen oder als geknüpft an solche, bewirkt von Kräften, deren Stärke, Zu- oder Abnahme eine Funktion von Masse und Bewegung ist.

Aber diese Errungenschaften des zählenden und messenden Denkens sind nicht dazu dienlich, um alle Veränderungen, deren funktionelle Beziehung zum mechanischen Geschehen nachweisbar ist, zu subjektivieren, der Natur also einen Teil ihres anschaulichen Reichtums abzustehlen, unter dem Vorgeben, daß Farbe, Ton etc. eigentlich Molekularbewegungen seien, womit schließlich doch nur kurzerhand die Identität der primären und sekundären Qualitäten behauptet wird.

Möge im mechanischen Geschehen der kosmische Pulsschlag entdeckt sein, so daß Farbe, Ton, Wärme usf. an sich regungslos sind, ohne Tendenz zur Veränderung, und nur das mechanische Geschehen fort und fort treibt, jede erreichte Konstellation die nächste herbeiführt, weil die Kräfte sich ändern mit den Entfernungen und als andere wieder neue Geschwindigkeiten und Gruppierungen, neue Formen, Farben, Töne und Temperaturen bewirken, so werden doch damit die sogenannten sekundären Qualitäten nicht aus der Anschauung,

die sich auf Dinge beziehen läßt, einfach ausgelöscht, sondern gerade ihre erkannte Gesetzmäßigkeit zwingt, wenn anders mit dem Dingbegriff als einer bestimmten Regel der notwendigen Anschauungsverknüpfung ernst gemacht wird, sie als Eigenschaften auf reale Dinge zu beziehen.

Seinen eigentlichen Halt findet der Naturbegriff, der nur Kraft und Massenbewegungen kennt, in dem Vorurteil, daß diese Bestimmungen der Dinge nicht so sehr anschaulich erfahren als rational erkannt werden.

Aber an den realen Dingen gibt es nur anschauliche Bestimmungen und zwischen den anschaulichen Bestimmungen herrscht keine Rivalität. Weder von Ausdehnung, Lage, Bewegung noch von Masse und Kraft wissen wir mehr als die Anschauung lehrt.

Ward indes erst mit Kants transzendentaler Aesthetik (resp. der Inaugural-Dissertation) die Zugehörigkeit der räumlichen Bestimmungen zur Anschauung begründet, so haben Masse und Kraft sogar noch gegenwärtig einen merkwürdig rationalen Habitus.

Wie durch die sensoriellen Sinne Farbe, Ton etc. erfahren werden, so durch Getast und die entopherischen viel zu sehr übersehenen Spannungs- und Druckempfindungen die mechanischen Kräfte. Dieser wichtige Bestandteil der Erfahrung hat das sehr eigenartige Schicksal gehabt, daß zwar seit Galilei die Physik ihn mehr und mehr zur Naturerklärung heranzog, aber nichtsdestoweniger seine Legitimation durch die Erfahrung meist mißkannte und daher durch die vermeintliche metaphysische oder psychologische Kontrebande sich ein schlechtes Gewissen und unzählige Anklagen zuzog.

Würde die Schwere eines Körpers dem tragenden Arm sich nicht als Spannungs- resp. Druckempfindung kundgeben, wäre die Wucht des Stoßes in der Empfindung nicht von dem leichten Kitzel der Berührung zu unterscheiden, so wüßte der Mensch so wenig von der Kraft, wie der Blinde von der Farbe.

Die Vorstellung von Kräften in der Welt ist weder anthropomorphistisch noch mythologisch und enthält durchaus keine psychologischen Willensübertragungen. Aber sind nicht die Muskelempfindungen als Begleiterscheinungen bei Stößen der Körper auf den menschlichen Leib eine die stete mechanische Wirkung empfindungsloser Massen aufeinander gar nicht charakterisierende Bestimmung?

Wie schon oben ausgeführt, ist es ein Widersinn, sich anschaulich vorstellen zu wollen, wie die Welt unanschaulich aussieht. Die Berechtigung, von kontinuierlichen Eigenschaften der Dinge zu sprechen, liegt darin, daß sie kontinuierlich wahrnehmbar sind. Richtigen Gebrauch von ihr macht auch derjenige, der von Kräften spricht, die hic et nunc nicht sinnlich empfunden werden. Die Kraft, mit der sich zwei Körper anziehen, hat eine notwendige Beziehung auf eine mögliche Erfahrung oder sie ist nichts. Die sichtbare Bewegung der Massen ist selbstverständlich keine Wahrnehmung der Kräfte, sondern nur eine Wahrnehmung der Wirkungen der Kräfte.*)

Wirken ist der verbale Ausdruck von Kraft. Der Kraft ist das Wirken so wesentlich, wie dem Ton das Tönen.

Gewiß hat Hume darin recht, daß das aus dem Wirken der Kräfte kausal Erfolgende nicht aus

---

*) Mit genauerem Ausdruck: die Bewegung der Massen ist ein durch Kräfte bewirktes.

ihrem Begriffe analytisch herauszuklauben ist. Unter Wirken ist ja auch nur Druck und Zug vorzustellen, keineswegs die sichtbare Bewegung von Massen mit ihren tausendfältigen räumlichen und zeitlichen Bestimmungen. Daß trotzdem die Kraft zu der bewirkten Bewegung in gewisser anschaulicher Beziehung steht, liegt in ihrer eigenartigen räumlichen Bestimmtheit. Druck und Zug enthalten entgegengesetzte Richtungsempfindungen, die sich in der bewirkten sichtbaren Bewegung fortsetzen. Da die Kraft nur an ihren extensiven Wirkungen gemessen werden kann, läßt sie sich, sobald es nicht auf Naturbeschreibung, sondern nur darauf ankommt, Masse und Bewegung zu berechnen, selbstverständlich durch einen ganz abstrakten »Energie«-Begriff ersetzen. Als ontisches System aber bietet die Energetik statt der lebendigen Natur bloße Relationsbegriffe, und die Hylokinetik verzichtet auf einen Teil der Sinneserfahrung, um dann der verstümmelten Natur mit künstlichen Hypothesen die geraubten Kräfte zu ersetzen.

Es kann selbstverständlich der Naturwissenschaft nicht verwehrt werden, wenn, um bestimmten Aufgaben leichter gewachsen zu sein, sie in immer höherem Maße zu bloßen Formeln greift. Nur darf sie diese nicht geheimnisvoll in die Sinnenwelt einschmuggeln und dann klagen, daß wir nicht wissen, was Energie oder gar Kraft eigentlich ist.

So wird auch der formelhafte naturwissenschaftliche Begriff der Materie als ein dunkles Etwas an den Dingen behauptet, und dann ist es nicht weit zur Resignation, daß uns der Blick ins »Innere der Natur« versagt sei. Was die Materie an den realen Dingen ist, wissen wir durch unser Getast. Da die mit diesem wahrgenommene, Widerstand leistende Undurchdringlichkeit der Dinge aus Wahr-

nehmungen von Kräften besteht, ist die dynamische Theorie der Materie*) durchaus naturbeschreibend, und es ist bezeichnend, daß Kant, obschon er über das »dari non intelligi« bezüglich der Kräfte nicht mit sich im reinen war, doch forderte, daß das »sog. Solide, oder die absolute Undurchdringlichkeit als ein leerer Begriff aus der Naturwissenschaft verwiesen und an ihrer Statt zurücktreibende Kraft gesetzt werde.«**)

Daß wir durch das Getast die Materie wahrnehmen, wie den Ton durch das Gehör, ist natürlich nicht ganz richtig. Die Materie ist keine einzelne anschauliche Bestimmung der Dinge, sondern als der undurchdringliche, raumerfüllende, stets mit den Dingen gesetzte Kern ein unerschöpflich anschauungsreicher Teil der dinglichen Regeln notwendiger Anschauungsverknüpfungen, der zwar veränderlich ist — durch Teilung oder Verbindung der Massen — aber als die unumgängliche Bedingung der wechselnden Eigenschaften nie ganz fehlen kann, daher man denn die Materie das Substrat nennt, dem die wechselnden Eigenschaften inhärieren, oder in nicht völlig einwandfreier Ausdrucksweise auch mit dem Dinge selbst identifiziert.***)

Neben jene Aeußerung der kategorialen Synthesis durch die Beziehung der einzelnen Anschauung auf ein Ding als seine Bestimmung und eines beharrlichen Kernes in der Anschauungsverknüpfung als seine Materie, tritt die Beziehung von mehr oder minder dauernden Gleichförmig-

*) cf. E. v. Hartmann, „Die Weltanschauung der modernen Physik", S. 204 ff.

**) Kant, „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft", S. 239. (Kirchmann.)

***) cf. Kritik d. r. V., A. 182. »Alle Erscheinungen enthalten das Beharrliche (Substanz) als den Gegenstand selbst und das Wandelbare als dessen bloße Bestimmung."

keiten der Anschauung als Beschaffenheiten, Eigenschaften und Zustände.

Die je einen bestimmten Teil des Raumes erfüllenden Dinge, die in einem stets wechselvollen Spiele der anziehenden und stoßenden Kräfte im unermeßlichen Raume treiben, bilden ein System mit durchgängiger Wechselwirkung, in dem unter Annahme streng mechanischer Ordnung alles Geschehen bedingt ist durch molare und molekulare Gruppierung und Bewegung.

Die Fülle des Anschaulichen, mit der Natur unseren Sinnen sich mitteilt, wird weder der begrifflich konsequente, noch der sinnenfrohe Mensch denken in einem Naturbegriff, der den größten Teil der anschaulichen Sinneserfahrung in den Menschen »introjiziert«.

Angesichts der eigenartigen nicht auf die Naturbeschreibung, sondern auf die Naturvereinfachung gehenden Methode der Naturwissenschaft bleibt die Frage offen, ob ihren Äther-, Atom-, Molekülbegriffen usw. Seinsbedeutung zukommt. Urteilt man den in Frage stehenden materiellen Strukturelementen Sein zu, so denkt man sie eben als real, die Frage, ob solche Existenzialsätze gültig sind, wird durch die experimentelle Forschung zur Entscheidung gebracht. Sie sind real, wenn sie unter geeigneten Bedingungen wahrnehmbar wären.

Infinitesimale diskrete Massenteilchen sind keinesfalls mehr als Einheitsbegriffe des Denkens.

In früheren Zeiten, wo der Naturforscher noch das Universum dachte als einen Kosmos, in dessen Struktur einzudringen Genuß sei, wären die vielen Belege, durch die sich nun in unseren Tagen die Annahme von Strukturelementen gerechtfertigt hat, gepriesen worden, wie eine Naturentdeckung; in der Gegenwart ist es Gewohnheit, von ihnen nur als von Be-

griffen zu sprechen, obschon durch sie unsere Kenntnisse immer sinnvoller sich zusammenrunden zu einem Verständnis des kosmischen Ganzen.

Wenn die Atome mehr sind als ein bloß gedachtes, als »ein mathematisches Modell zur Darstellung der Tatsachen« (Mach), so widerlegen sie keineswegs die anschauliche Welt der Sinne. Als reales sind sie nicht das eigentlich Reale und unsere Sinnenwelt nur Schein, sondern selbst ein Stück Sinnenwelt in bestimmter Perspektive.

Gibt es doch überhaupt keine eigentlichen Beschaffenheiten der Dinge. Daß diese je nach der Perspektive auf verschiedenartigste Weise wahrgenommen werden, ja daß ein für unser Getast fester Körper unter anderen Bedingungen als ein molekularer Mückenschwarm erscheint, kann seine Realität nicht beeinträchtigen.

Relativ ist naturgemäß jede einzelne Anschauung, die die unerschöpflichen Anschauungsmöglichkeiten eines Dinges repräsentiert, und als relativ müssen wir ebenso die menschliche Sinnenerfahrung in ihrer Gesamtheit denken.

Die Naturgesetze.

Die Erfahrung lehrt mehr oder minder ausgeprägte Gleichförmigkeiten des Naturgeschehens unter gleichen Bedingungen. Die naturgesetzliche Notwendigkeit ist zu der Faktizität der andauernden Sukzessionsordnung bestimmter Ereignisse hinzugedacht, wie die dingliche Notwendigkeit zu der Erfahrung beharrender anschaulicher Komplexe. Naturgesetze sind durch die Kategorie der Realdependenz bestimmte Regeln der Anschauungsverknüpfung; sie existieren, wenn der in ihnen behaupteten Anschauungsverknüpfung, ihrer Geltung für das Geschehen, Notwendigkeit zukommt, wofür das Kriterium ihre andauernde Bestätigung in der Erfahrung ist. Würde es dem Sprachgebrauche nicht widerstreben, so könnte man von der Wahrnehmbarkeit der Naturgesetze folgerichtig sprechen, wie von der Wahrnehmbarkeit der Dinge.*)

Die in den Naturgesetzen gedachte Notwendigkeit, die bestimmte Erscheinungen mit anderen verknüpft, läßt sich nicht anschaulich vorstellen, weil sie nicht aus der Erfahrung stammt.

Doch ist das »Gelten«**) der Naturgesetze nicht dunkler wie die Notwendigkeit der übrigen gegenständlichen Regeln der Anschauung, welche alle

*) Jedenfalls sind die Naturgesetze keine ἀειδῆ wie die platonischen Ideen.

**) cf. Lotze, Logik §§ 318 bis 321.

die Faktizität steter Gleichförmigkeiten durch die Behauptung ihrer Notwendigkeit für alle möglichen Erfahrungen begründen.

Bei bestimmten gleichen Bedingungen eintretende gleiche Veränderungen realer Dinge, die ausschließlich den Gattungscharakter teilen, werden zu einer naturgesetzlichen Notwendigkeit interpretiert, die für alle Exemplare der Gattung gilt. Würde jedes individuelle Ding nur individuelle Gleichförmigkeiten des Geschehens zeigen, so dürfte neben die im Dingbegriffe gedachte Notwendigkeit nicht noch die der Naturgesetze treten.

Doch da die Naturgesetze generelle Regeln der Anschauungsverknüpfung sind, u. zw. Regeln, die nicht in den seienden individuellen Dingen bereits gesetzt sind, sondern jederzeit und überall bestimmte Erscheinungen als Bedingungen mit anderen als ihren Folgen verknüpfen, sind Dinge und Naturgesetze als zu sondernde Seinsarten anzuerkennen. Ihre spezifische Differenz findet den Ausdruck in der Verschiedenheit der Kategorie der Inhärenz und der Realdependenz.

Nun dient jedoch der generelle Charakter der Naturgesetze als Beweisgrund gegen ihre Existenz, u. zw. in zweifachem Sinne.

Entweder werden sie nominalistisch dargestellt als bloße Allgemeinbegriffe, indem ihrer generellen eine bloß universelle Bedeutung unterschoben wird. Der Beweisgang spielt sich dann auf Grund der Substitution rasch ab, da das Universalienproblem längst gelöst ist, und nachdem lange der Begriff zum Sein gemacht war, wird das Spiel vergolten durch Deklassierung von Seiendem zum Begriffe.

Aber die Naturgesetze sind ihrer Bedeutung nach keine bloßen Allgemeinbegriffe. Logisch stehen

sie — bei aller inhaltlichen Disparatheit — hierin den Normen näher.

Der Gesetzgeber, der beispielsweise Mord mit Todesstrafe geahndet wissen will, hat damit wohl ein allgemeines Gesetz für besondere Fälle aufgestellt, aber kein aus besonderen Fällen verallgemeinertes.

Wenn der Naturforscher die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen beobachtet, verallgemeinert er, dies ist der Weg der psychologischen Kenntnisnahme;*) ebenso könnte auch ein eifriger Tribünenbesucher sich mit der Zeit das Strafgesetzbuch erklügeln.

Wer die Naturgesetze zu bloßen Allgemeinbegriffen macht, raubt der Induktion ihre Begründung, die einzig in dem Postulat der Naturgesetzlichkeit besteht,**) und reißt die Natur aus ihren Angeln, in welchen sie ihren Halt findet durch die »Annahme des Geistes, daß ein konstant Wirkliches ein Notwendiges sei«, welche supponierte Notwendigkeit in allen ontologischen Gegenstandsbegriffen dieselbe ist.

Der nominalistischen Beweisführung gegen die Existenz der Naturgesetze steht der neuerdings von Rickert erhobene Einwand nahe.***)

Der nervus probandi liegt hier in der These, daß das individuelle Gegebene nicht unter allgemeinen konstitutiven Verknüpfungen stehen kann, und Rickert glaubt deshalb den Begriff einer nur individuellen Kausalität kreïeren zu müssen. Aber der nervus probandi ist eine petitio principii, wenn er die Beziehung des Besonderen zum Allgemeinen

---

*) cf. Sigwart, Logik II, S. 419.

**) Dass. S. 434 ff.

***) cf. Rickert, „Gegenstand der Erkenntnis", S. 211 bis 217.

überhaupt nur als logische gelten läßt*)**), und er ist nicht stichhaltig, wenn er die Tatsache, daß die individuellen Erscheinungen in individueller Kausalverknüpfung mit ihren Bedingungen stehen, dahin deutet, daß existierende generelle Naturgesetze dann »offenbarer Widersinn« seien.

Gewiß ist die kausalnotwendige »Aufeinanderfolge zweier Ereignisse nicht schon eine gesetzmäßige Aufeinanderfolge«, sondern eine nur individuelle, aber notwendige Verknüpfung ist sie einzig dadurch, daß sie der besondere Fall eines generellen Naturgesetzes ist. Auch bei Anerkennung der Realdependenz als konstitutiver Kategorie, und nur dann, besteht zwischen den individuellen Ereignissen eine individuelle Verknüpfung, aber alle individuellen Verknüpfungen sind notwendige, weil sie die besonderen Fälle genereller Naturgesetze sind, und die in einem Naturgesetze behauptete Notwendigkeit als einer Regel der Anschauungsverknüpfung besteht in nichts anderem als in der für alle ihre besonderen Fälle bestehenden Notwendigkeit der individuellen Verknüpfung der Bedingungen mit ihren Folgen.

Ohne die Anerkennung existierender Naturgesetze fällt aller Sinn aus dem Kausalprinzip heraus;***) die bloße Aufeinanderfolge zweier Ereignisse als notwendig anzusprechen — wenn überhaupt

---

*) cf. Dass. S. 215.

**) Die Erkenntnistheorie kann vielmehr nur durch die Realdependenz des Besonderen vom Allgemeinen die Berechtigung und die Möglichkeit der logischen Dependenz, ja aller Begriffsbildung, insoweit es auf synthetische Urteile abgesehen wird, begreifen.

***) cf. Helmholtz, „Ueber die Erhaltung der Kraft", Zusätze a. d. J. 1881: „Ich habe mir erst später klargemacht, daß das Prinzip der Kausalität in der Tat nichts anderes ist als die Voraussetzung der Gesetzlichkeit aller Naturerscheinungen."

damit etwas gesagt ist, so nur auf Umwegen, die entbehrlich sind, weil die individuelle Verknüpfung durch die Naturgesetze nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern im Gegenteil begründet wird.

Bei Anerkennung der Realdependenz als ontologischer Kategorie hat die Betrachtung individueller Kausalverknüpfungen ihren guten Sinn, nur wird man, um ein individuelles in seiner Integrität als die Ursache eines andern bezeichnen zu können, nichts geringeres als eine ganze Weltkonstellation eines Augenblickes der des nächsten gegenüberstellen müssen, da jedes einzelne Naturereignis niemals als die vollwertige Ursache eines anderen angesehen werden kann, sondern dieses in noch unzähligen anderen individuellen Verknüpfungen steht, und daher bleibt die einzelne Betrachtung nach Ursache und Wirkung stets eine höchst ungenaue Anwendung des Kausalprinzips.

Die Naturgesetze sind nicht selbst Ursachen ihrer besonderen Fälle, sowenig wie das Ding Ursache seiner Bestimmungen*) und der Raum seiner Teile; die Notwendigkeit, die in den gegenständlichen Kategorien als Regeln der Anschauungsverknüpfungen gedacht wird, ist sui generis und nicht zu identifizieren mit der aus einer von ihnen abgeleiteten Notwendigkeit: der ätiologischen Verknüpfung.

Zwischen Naturgesetzlichkeit, kausalem Verhältnis und Wirken der Kräfte ist genau zu unterscheiden. Ganz ungeheuerlich ist die Darstellung der naturgesetzlichen Notwendigkeit als eine dyna-

---

*) Schopenhauer sah dies in „der vierfachen Wurzel“ bezüglich der Naturgesetze ein, brachte aber eine große Verwirrung hervor durch die Behauptung, daß der menschliche Verstand in den Dingen die Ursachen ihrer Bestimmungen zu denken veranlagt sei.

mische. Die Kräfte sind ein Bestandteil des Anschaulichen und, da sie zu den bewirkten Körperbewegungen in jenem gesetzmäßigen Verhältnis stehen, das die Mechanik lehrt, ein Teilgebiet der kausalen Verknüpfungen. Zumeist wird die Naturgesetzlichkeit viel zu isoliert abgehandelt als ein über den Dingen thronendes Geheimnis, während die Naturgesetze wie die Dinge aus der Erfahrung kategorial konstruiert werden und logisch Realdependenz und Inhärenz sich durchaus gegenseitig tragen. Die Kategorie der Inhärenz stellt eine Regel der Anschauungsverknüpfung dar, deren Bedeutung nicht darin besteht, ein gänzlich beliebiges Vielerlei von Anschauungen zusammenzufassen; die in ihr behauptete Zusammengehörigkeit von Anschauungen empfängt ihren begrifflich formulierbaren Sinn erst unter dem Gesichtspunkt der Naturgesetzlichkeit. Ein Ding ist die Regel derjenigen anschaulichen Bestimmungen, die bedingt sind durch die Struktur seines materiellen Kernes und dessen Verhältnis zu den übrigen Dingen; und die Dinge sind allgemein wahrnehmbar, insoweit die Erfahrung gesetzmäßig bestimmt ist.

Es ist angesichts der durchgängigen Wechselwirkung klar, daß jedes Wahrnehmen bestimmter Dinge fließend ist, da alle Anschauungen abhängig sind von den Bestimmungen aller Dinge; daher gilt das Wort des Nikolaus von Cues omnia ubique auch für jede einzelne Sinneswahrnehmung, weil in jeder das ganze Universum wahrgenommen wird.

Damit ist der Sinn, Anschauungen eher auf dieses als auf jenes Ding zu beziehen, nicht aufgehoben, da die Anschauungen auf sehr verschiedene Weise, gemäß ihrer kausalen Abhängigkeit, die verschiedenen Dinge charakterisieren. So nehmen wir am Telephon die Stimme des Anrufenden wahr,

im Spiegel unser Antlitz, am Himmel vor Jahrtausenden erloschene Fixsterne, so werden alle Argumentationen hinfällig, daß nicht die Zustände der Dinge, sondern nur die der Sinnesorgane wahrgenommen werden, da doch die Beziehung der Anschauungen auf die Außendinge die Beziehung auf die Sinnesorgane nicht ausschließt.

So grundlegend die Anerkennung existierender Naturgesetze in unserem Weltbegriffe und bestimmend im menschlichen Leben ist, so bleibt dennoch ihre Kenntnis stets nur hypothetisch und skizzenhaft. Hypothetisch ist das Sein eines jeden Gegenstandes, der aus einzelnen Anschauungen konstruiert wird, aber die Induktion der Naturgesetze ist der schwierigste und dem Irren preisgegebenste Teil des menschlichen Forschens nach dem Seienden. Doch wird unser Wissen von den Naturgesetzen um so sicherer, je einheitlicher es ausgebaut wird.

Bekanntlich hat Kant in der Kritik d. r. V. die Deduzierbarkeit der empirischen Naturgesetze in Abrede gestellt. Der Entwicklungsgang der Naturwissenschaft macht es aber wahrscheinlich, daß immer mehr die Darstellung der Naturgesetze sich die Methode der Geometrie aneignen werde. So ist die Mechanik bereits eine deduktive Wissenschaft geworden; aus einem, resp. mehreren zugrunde gelegten Prinzipien und dem Begriff von Materie, Raum und Zeit beweist sie ihre Gesetze; aus der Mechanik sind bereits die Gesetze der kinetischen Gastheorie abgeleitet.*) Daß die gesetzmäßige Verknüpfung der optischen, akustischen, thermischen etc. Qualitäten mit molekularen Bewegungen nicht aus

*) Wenn die Sätze der kinetischen Gastheorie nur den „Charakter statistischer Wahrheiten haben“ (cf. Boltzmann „Entgegnung“, Annalen d. Physik, Bd. LVII), so sind sie natürlich keine Naturgesetze.

einem rein mechanischen System der Naturgesetze abgeleitet werden kann, ist offenbar. Wie die Mechanik Raum und Zeit und Masse, so muß sie auch diese Qualitäten voraussetzen.

Ein deduktives System der Naturgesetze hätte zwar eine eminent wissenschaftliche Bedeutung, aber nur eine geringe ontologische, denn durch ein solches würde das Verhältnis der Naturgesetze zur Anschauung nicht verändert. Ein selbständiges Sein kommt den deduzierbaren Naturgesetzen nicht zu.

Alle Gleichförmigkeiten des Geschehens ohne strenge Gesetzmäßigkeit begreifen wir als erfolgend aus der Konstanz bestimmter Bedingungen.

Indes die Gleichförmigkeiten in der realen Welt aber als durchgehends auf Naturgesetze zurückführbar angesehen werden, ist die Gesetzlichkeit des Psychischen noch in hohem Maße problematisch. Der Vorschlag mittels Gehirnphysiologie das psychische Geschehen auf das mechanische umzurechnen, ist einstweilen nur eine Phantasie. Die sog. Assoziationsgesetze wollen eine dem mechanischen Geschehen analoge Attraktionsformel bieten, stellen aber nur eine vage Formulierung ohne Notwendigkeit dar.

Wohl denken wir auch das seelische Leben als einen Kosmos, das psychisch Seiende zeigt in seinen Verflechtungen, dem Zu- und Abnehmen, den charakterologischen Bestimmtheiten Ordnung und Gleichförmigkeiten, deren Begründung in Gesetzen wir voraussetzen, aber nicht in bestimmten Regeln der Anschauungsverknüpfung aussprechen können.

Dies ist auch für die neuerdings so urgierten historischen Gesetze eigentümlich; der Soziologe kann keine Gesetze suchen, solange er keine Gleichförmigkeiten findet, die anders als statistische Regelmäßigkeiten sind.

Raum und Zeit.

Daß Raum und Zeit anschaulich wahrgenommen werden, hat Kant in seiner Inaugural-Dissertation vom Jahre 1770 begründet.

Die kategoriale Vergegenständlichung der räumlichen und zeitlichen Anschauungen wollte Kant nicht als berechtigt anerkennen. Das ist um so befremdlicher, als er sich ihrer doch nicht entschlagen konnte — denn ohne Zweifel ist der Raum und die Zeit keine einzelne Anschauung und keine Summe von Anschauungen*) — und als er andererseits den raumzeitlichen Gegenstandsbegriff, die Kategorie der Allheit, in der Kategorientafel selbst anführte und mehrfach exponierte.

Raum und Zeit existieren. Sie haben eine notwendige Beziehung auf allgemeine Erfahrung. Trotz der anschaulichen Verschiedenheit eignet ihnen beiden dieselbe Art des Seins, weil ihnen als Regeln notwendiger Anschauungsverknüpfungen dieselbe kategoriale Synthese zugrunde liegt, die Beziehung der Raum- und Zeitanschauungen auf ein Ganzes, das sie als seine Teile möglich macht.

*) Die klare Gegenüberstellung der Zeitanschauung und der Zeit als Gegenstand hätte vielem Kopfschütteln über die transzendentale Aesthetik vorgebeugt. Der bekannte Einwand, daß der Wechsel der Vorstellungen die Existenz der Zeit involviere, kommt so zu seinem Rechte, wie die kantische Lehre, daß die Zeit Erscheinung ist, d. h. anschaulich wahrgenommen wird; die Zeit wird in der Zeit wahrgenommen, wie der Raum im Raume.

Alle Raum- und Zeitteile, die wahrgenommen werden, sind extensive Größen,*) der Raum selbst aber und die Zeit sind keine extensive Größen, auch keine Kollektiva extensiver Größen, sondern sie sind die Einheiten, die ihre Teile bedingen wie das Ding seine Bestimmungen, das Naturgesetz seine besonderen Fälle.

Die Wahrnehmungen von Raum und Zeit sind formal gegenüber dem »Materialen« der Sinnesempfindungen; insoweit können sie als reine Anschauungen bezeichnet werden, a priorisch ist an Raum und Zeit nur die kategoriale Intellektuierung, die über die wirkliche Erfahrung auf alle mögliche Erfahrung hinausgeht. Kant hat in der Apriorität der Zeit- und Raumanschauung (!) eine Beweiskraft für die Gewißheit der Arithmetik (!) und der Geometrie gefunden, deren sie nicht fähig ist, und nur die Vieldeutigkeit seiner diesbezüglichen Argumentationen, die dann und wann an Psychologismus streifen, kann darüber hinwegtäuschen.

Die Kantsche Argumentation für die Apriorität der Lehrsätze der euklidischen Geometrie ist unhaltbar, wenn diese nicht schlechthin demonstrativ sondern die Wissenschaft vom existierenden Raum sein will, also auf synthetische Urteile ausgeht. Ob der alleine Raum wirklich homaloid ist, d. h. ob die Erfahrung andauernd und durchgängig seine Dreidimensionalität, die wir auf Grund unserer Raumerfahrungen axiomatisch behaupten, bestätigen wird, wissen wir nicht. Ob die übrigen Axiome für alle mögliche Erfahrung gelten, wissen wir nicht.

Der Schluß von der wirklichen Erfahrung, deren Formulierung die euklidischen Axiome sein

---

*) Kritik d. r. V., B., S. 203. „Eine extensive Größe nenne ich diejenige, in welcher die Vorstellung der Teile die Vorstellung des Ganzen möglich macht.“

wollen, auf alle mögliche Erfahrung bleibt immer wie bei allen Arten des Seins ein Postulat.

Daß wir uns einen mehr als dreidimensionalen Raum anschaulich überhaupt nicht vorstellen können, ist kein Beweisgrund für die Unmöglichkeit anderer Erfahrung, die Einbildungskraft ist überhaupt nicht fähig zu Interpolationen der Anschauung und nur reproduktiv.

Doch ist die Bezeichnung der euklidischen Geometrie als eine Naturwissenschaft (Clifford) nur zu begrüßen, und man kann die Metageometrie die Wissenschaft von den nicht existierenden Räumen nennen, wenn damit nicht unbedingt der Möglichkeit vorgegriffen werden soll, daß einer ihrer Raumbegriffe noch als Erkenntnis des existierenden Raumes zu Ansehen kommen könnte.

Wenn die euklidische Geometrie die Wissenschaft vom existierenden Raume ist, so kommt ihren Begriffen und Lehrsätzen doch keine Seinsbedeutung zu. Geometrische Figuren, weil sie im euklidischen Raume konstruierbar sind, als existierend zu bezeichnen,*) ist terminologisch unangemessen. Die Gebilde, von denen die Geometrie handelt, sind Gattungsbegriffe, die in der Anschauung niemals exakt darstellbar sind, ihr wissenschaftlicher Wert beruht darin, daß sie die Typen sind, denen sich charakteristische Gestaltungen des Raumes annähern, und als wirkliche Gebilde sind sie kein selbständig Seiendes, sondern anschauliche Bestimmungen im Raume, analog dem Verhältnis der Eigenschaften zu den Dingen.

---

*) cf. Zindler, „Beiträge zur Theorie der mathematischen Erkenntnis", S. 33 ff. Sitzgsber. d. Wien. Ak. 1889.

Die von der Geometrie vorausgesetzten und die deduzierten Gesetzmäßigkeiten des Raumes sind nicht als Naturgesetze abgetrennt vom Raume zu denken, entsprechend der Scheidung der Naturgesetze als besondere Seinsart von den Dingen. Die homogene Natur des Raumes, d. h. der Raum als bestimmte Regel der Anschauungsverknüpfung bedingt bereits überall und immer die Gesetzmäßigkeiten, die der Geometer aus allgemeinsten axiomatischen Merkmalen folgern kann.

Die räumlichen Gleichförmigkeiten, die wir erfahren und auf die wir im kleinen bei unseren Ausmessungen wie bei unseren geodätischen und astronomischen Berechnungen vertrauen, sind realiter nicht dadurch bedingt, daß der Geometer sie aus Axiomen beweist, sondern einzig durch die homogene Natur des Raumes.

Schopenhauers »Seinsgrund«,*) obschon ungenügend durchgeführt, weist darauf hin, daß die Gesetzmäßigkeit der räumlichen Bestimmungen weder durch das principium rationis sufficientis cognoscendi noch fiendi begründet wird; nur indem der Raum anerkannt wird als Seinsgrund, werden sie erklärt.

In demselben Sinne wie der Raum sind Seinsgrund aber auch die anderen Arten des Seins. Dieser Begriff liegt bereits in der aristotelischen οὐσία, die der Grund ihrer Bestimmungen ist.

Die Definition des Seins als Regel notwendiger Anschauungsverknüpfung ist rein logisch, die Definition des Seins als Seinsgrund ist metaphysisch und in gewissem Sinne psychologisch, die im Sein gedachte Notwendigkeit wird hier angesprochen als Erklärungs-

---

*) cf. Schopenhauer, Der Satz vom zureich. Grunde § 15, § 35 ff.

grund, aus dem die Faktizität der konstanten Anschauungsverknüpfungen begreiflich wird. Ohne die Notwendigkeit wäre die Faktizität nicht verständlich, ohne diese Funktion der Notwendigkeit würden wir sie zu der Faktizität nicht hinzudenken.

Der in der modernen Erkenntnistheorie immer stärker sich erhebende Gegensatz zwischen Platonismus und Positivismus nimmt hier den Ausgang. Der Positivismus verzichtet auf das Verstehen, daher braucht er keine Erklärungsgründe und die Notwendigkeit bedeutet ihm nichts, der Platonismus sieht im Sein die *αἰτία**) und formuliert sie in der Notwendigkeit, ihm gilt es, den Weltlauf zu verstehen und ihn nicht bloß zu berechnen.**)

Wen das Bedürfnis, die Diskontinuität des Gegebenen zu verstehen, das sich immer wieder sinnvoll anknüpft, und die Regelmäßigkeit der Erfahrung, auf die wir zuversichtlich bauen, nicht zur Anerkennung notwendiger Regeln der Anschauungsverknüpfungen führt, dem kann sie durch Begriffe nicht nahegebracht werden.

Die allgemeinsten Merkmale, für die der Raum Seinsgrund ist, legt die Geometrie axiomatisch zu Grunde und nützt sie als Erkenntnisgründe für jene Fülle von Erkenntnissen, die ihr Gebiet ausmachen.

Dieses eigenartige Verhältnis von Seinsgrund und Erkenntnisgrund in der Geometrie empfahl diese Wissenschaft schon früh zum Vorbild, und nicht als Irrlicht hat die geometrische Methode seit Platon dem abendländischen Erkenntnisstreben vorgeleuchtet, sie ist das Ideal, dem gerade die moderne

---

*) cf. Windelband, Geschichte der Philosophie, S. 336, „Die Lehren vom Zufall", S. 18.

**) Mit diesen Worten schließt Lotzes Logik.

Naturwissenschaft sich merklich angenähert hat.*) Ihr Weg und Ziel ist die begriffliche Bearbeitung des Seienden »more geometrico«, um Erkenntnisgründe zu erallgemeinern, durch die alles, was in der Anschauung ontologisch bedingt und erfahrbar ist, logisch bedingt und begrifflich antizipierbar wird.

Daß nichts in seiner anschaulichen Individualität begrifflich abgeleitet werden kann, ist kein Einwand, auch der Geometer kann niemals die anschauliche Individualität der Gestaltqualitäten berechnen.

Der Gedanke, die Farben und Töne z. B. als mehrdimensionale Continua darzustellen und molekularen Vorgängen zuzuordnen, so daß eine gewisse apriorische Farben- und Tonwissenschaft ermöglicht würde, erscheint nicht undurchführbar. Damit würde, nur mit ungeheuer größerem Aufwand, das erreicht, was die Konstruktion des Geometers leistet.

Will man analog dem Verhältnis der Geometrie zum Raume auch der Zeit eine eigentümliche Wissenschaft zuordnen, so kann es weder die Arithmetik noch die Fluxionsrechnung im besonderen sein, denn das Zählen steht zur Zeit in keiner engeren Beziehung wie zum Raum. Daß Zählen selbst ein zeitlicher Vorgang ist, sichert ihm angesichts der Zeitlichkeit auch der andern Funktionen des Denkens keine Sonderstellung.

»Die Zeit ist der allgemeine Ausdruck derjenigen Gesetzlichkeit, deren Problem die Bewegung

*) cf. Mach, „Analyse der Empfindungen“, S. 73 ff. Wenn Mach die kausale Abhängigkeit als nicht wesensverschieden von der Abhängigkeit der Seiten und Winkel im Dreieck erklärt, so ist bei dieser Wiederaufnahme des spinozistischen Gedankens die Übereinstimmung der kausalen und der geometrisch funktionalen Abhängigkeit nur logisch und nicht ontologisch gemeint, aber doch eingesehen.

ist,«*) »also erklärt unser Zeitbegriff die Möglichkeit so vieler synthetischer Erkenntnis a priori, als die allgemeine Bewegungslehre, die nicht wenig fruchtbar ist, darlegt«.**)

Nicht das Anderssein oder das Anderswosein macht den Unterschied von jetzt und vorher aus, sondern das vermittels des primären Gedächtnisses***) erlebte Spätersein eines Andersseins oder Anderswoseins d. i. der Begriff der Veränderung.

Auch wenn keine Veränderung wahrgenommen wird, existiert die Zeit, wenn sie nur eine notwendige Beziehung auf mögliche Wahrnehmung hat. »Eine leere Zeit ist ein widerspruchsvoller Begriff, da sie besagen würde: die Dauer einer Veränderung, die keine Veränderung ist, und mit keiner gleichzeitigen Veränderung zusammentrifft, an der sie als Pause von zeitlicher Extension bestimmt werden könnte. Die Zeit des Weltprozesses kann also auch nicht von einer leeren Zeit begrenzt werden .. wenn der Weltprozeß noch länger fortginge, würde auch die Zeit an ihm noch länger fortdauern; wenn aber der Weltprozeß aufhört, ist mit diesem Ende des Weltprozesses auch der Fluß der Zeit begrenzt und abgeschnitten, ohne daß die Zeit noch sonst anderer Begrenzung bedürfte. Das gleiche gilt für den Anfang des Weltprozesses.«†)

Die Frage nach der Unendlichkeit von Raum und Zeit hat über ihre sachliche Bedeutung hinaus beschäftigt. Daß eine seiende Unendlichkeit eine vollendete Unendlichkeit und somit widerspruchsvoll sei, ist ein eigenartiges Vorurteil.

---

*) Cohen, „Prinzip. d. Inf.-Methode“, S. 42.

**) Kritik d. r. V. B., S. 48.

***) cf. Jodl, „Psychol.“ III, § 21, desgl. Mach „A. d. E.“, S. 190 bis 203. Die Zeitempfindung.

†) E. v. Hartmann, Kategorienlehre, S. 104.

Wenn Zeit und Raum als unendlich groß existieren, so bedeutet dies eben, daß sie nie und nirgends vollendet sind, sondern daß unendlich viele Erfahrungen von stets neuem Nebeneinander und Nacheinander möglich sind. Nun ist zwar »das Axiom von der unbegrenzten Wiederholbarkeit gewisser Denkoperationen ein wesentlich unerklärbarer Bestandteil unserer Denkgesetze«,*) aber damit ist nur bedingt, daß wir überzeugt sind, in der Phantasie niemals Schranken des Raumes und der Zeit innehalten zu müssen, sollten auch tatsächlich Grenzen des Nacheinander und des Nebeneinander bestehen.

Wenn nach Aristoteles über die Unendlichkeit ebenso schwer ist, zu sagen, daß sie existiert, als daß sie nicht existiert, so ist der Grund der, daß wir nichts darüber wissen.

Kommt dem euklidischen Raumbegriff Seinsbedeutung zu, so ist der Raum unendlich.

Aus dem Gesetz von der Erhaltung der Energie wäre zu entnehmen, daß die Welt ein perpetuum mobile ist, dann würde die Unendlichkeit der Zeit gesichert sein. Aber auch bei der Annahme der mechanischen Wärmelehre könnten die molekularen Schwingungen, auf die nach der physikalischen Lehre der Wärmetod alles Geschehen in der Welt reduzieren wird, zu einem Gleichgewichtszustande führen, so daß dem Maximum an Entropie ein Nichts an kinetischer Energie gegenübersteht — also der zeitliche Prozeß ein Ende findet.

Das gäbe zu mißlichen ontologischen Bedenken Anlaß, weil alles Seiende nur existiert, insoweit es dem Jetzt angehört.

---

*) Zindler, „Beiträge . . .“, S. 72.

Die Beziehung des Seins auf das Jetzt, die Sonderung vom Gewesensein und Seinwerden ist für das menschliche Denken so einschneidend, daß sie nicht unterdrückt werden kann. Der Begriff des Seins wird vom Begriff der Tatsächlichkeit vergewaltigt, wo die Teilung in Sein, Gewesensein und Seinwerden aufgegeben wird. »Die Einbeziehung des Vergangenen und Künftigen in den Bereich des Realen« fordert Meinong. »Man überwindet damit .. das unberechtigte Eindringen eines völlig subjektiven Momentes in unseren Existenzgedanken, das in dem Umstand hervortritt, daß jede Existenz als vergangen, gegenwärtig oder zukünftig determiniert sich darstellt.«*)

Diese Gewaltsamkeit ist um so weniger notwendig, als die Ansicht, gegen die sie sich kehrt, daß von der Zeit selbst immer nur das Jetzt existiere,**) unbegründet ist.

Zwar existiert alles Seiende, auch die Zeit, nur im Jetzt, das Jetzt selbst aber ist kein für sich Seiendes, sondern ein Teil der seienden Zeittotalität.

---

*) Meinong, „Über Gegenstände höherer Ordnung". Ztschr. f. Psychol. Bd. XXI., S. 260.

**) cf. Schumann, „Zur Psychologie der Zeitanschauung". Ztschr. f. Psychol. Bd. XVII, S. 127. „Da die Vergangenheit nicht mehr, die Zukunft noch nicht ist, so wäre die Zeit ein Wirkliches, das aus zwei Hälften besteht, die beide nicht wirklich sind."

Das psychische Sein.

Die Seinsgebilde Realität, Naturgesetze, Raum und Zeit, durch kategoriale Synthese aus dem Gegebenen vergegenständlicht, sind in der Erfahrung derartig gegründet, daß sie aller begrifflicher Beweise spotten.

Der Versuch als einziges Sein nur das Gegebene anzuerkennen, mag der Ausgangspunkt erkenntnis-theoretischer Kritik sein, wenn die Unzulänglichkeit des Weltbegriffes konstruktive Geister zu neuem Aufbau drängt. Als definitive »Weltanschauung« bleibt die Beschränkung auf das Phänomenale, die eigenartigste aller intellektuellen Perversionen.

Daß aber eine ganze Wissenschaft in der Mehrzahl ihrer Vertreter einem Teil des Gegebenen die Vergegenständlichung zu einer besonderen Seinsart versagt, die doch an konstitutiver Bedeutung der Realität gleichwertig ist, und deren begriffliche Konstruktion in die fernsten Vergangenheiten des Denkens zurückweist, ist eine Seltsamkeit, die vielleicht Mitursache ist an dem unverhältnismäßigen Zurückbleiben dieser Wissenschaft: der Psychologie.

Dem Phänomenalismus in der Psychologie hat Kant den Grund gelegt, indem er in der Kritik d. r. V. für das Psychische keine gegenständliche Kategorie erübrigte (obschon er gerne von einem Gegenstand des inneren Sinnes spricht), und die

moderne Psychologie hat ihn extrem ausgebaut, insoweit sie in der Stellungnahme gegen das Unbewußte eine über das percipi hinausgehende Beziehung des Psychischen auf die Erfahrung leugnet.

Kant hat über dem Interesse, die Paralogismen der rationalen Seelenlehre aufzudecken, die empirische Psychologie in seiner transzendentalen Logik vernachlässigt. Und doch gilt es nicht lange zu suchen nach dem kategorialen Gegenstandsbegriff des Psychischen — trotz allem Phänomenalismus in der Psychologie hat das Denken den ontologischen Ichbegriff nie verleugnen können.

Das Ich ist die konstitutive Kategorie, durch die Gegebenes zum psychischen Sein vergegenständlicht wird. In der notwendigen Beziehung auf die Erfahrung, also in der Wahrnehmbarkeit, nicht im Wahrgenommenwerden, besteht sein ontologischer Gattungscharakter, in der besonderen Art dieser im Ichbegriffe gedachten Beziehung auf das Bewußtsein seine spezifische Differenz.

Die vielgeübte Konstituierung des Psychischen, gemäß empirischer klassifikatorischer Aufzählung, etwa als Wollen, Fühlen und Vorstellen, ist ontologisch ganz nichtssagend.

Die von Münsterberg eingeführte Bestimmung des Psychischen als dasjenige, das nur von Einem wahrgenommen wird,*) gibt zwar ein charakteristisches Merkmal, ist aber ontologisch nicht verwendbar.

Bewußtseinsinhalte, die wir psychisch nennen, werden kategorial als Akte (Äußerungen) eines Ich aufgefaßt. Das Ich ist eine Regel seiner Akte wie das Ding seiner Eigenschaften, das Naturgesetz seiner besonderen Fälle, Raum und Zeit ihrer Teile.

*) cf. Münsterberg, Grundzüge der Psychologie, I, S. 202.

Wenn die Kategorie der Ichheit mit der Kategorie der Inhärenz konfundiert wird, so muß es zum Schaden für die Psychologie ausschlagen. Die logische Exposition beider führt zu ganz verschiedenen Ergebnissen. Im Ichbegriffe als Regel der Anschauungsverknüpfung wird die Einheit eines relativ Beharrlichen — beharrlich insoweit das Gepräge der psychischen Wahrnehmungsmöglichkeiten sich nur langsam ändert — gedacht, über dessen Gesetzmäßigkeit in der Aufspeicherung, im Schwinden und in der durchgängigen Verflechtung uns noch alle genauen Kenntnisse fehlen, außer der einzigen, daß sie toto coelo verschieden ist von der Gesetzmäßigkeit der in Wechselwirkung stehenden materiellen Dinge.

Während für die übrigen Seinsarten das wirkliche Wahrgenommenwerden ganz irrelevant ist — so denken wir die realen Dinge auch in ihrem Sosein und ihren Veränderungen, unabhängig von dem tatsächlichen ins Bewußtseintreten, bereichert das Ich sich an dem Gegebenen und lebt sich in seinen bewußten Akten aus.

Ein jedes psychisch Seiende wird in seinem Sosein verändert durch die Betonung, die seine Bestimmungen allein schon durch ihr Wahrgenommenwerden erhalten, und die ihnen über der Schwelle des Bewußtseins, wie wir annehmen, auch eine größere Affinität zur assoziativen Vergesellschaftung verleiht; weiterhin reagiert das Ich auf die im Bewußtsein gegebenen Sinnesanschauungen, die nicht aus seinem Eigenleben stammen, assimiliert sich diesen und eignet sie sich als reproduzibel an.

Diese besondere Beziehung des Ich zum Bewußtsein darf nicht gedeutet werden, als ob das Ich in den Bewußtseinsäußerungen sich erschöpfte, die Fülle des seelischen Lebens geht nicht mehr

wie die Unendlichkeit des Weltalls in die Wahrnehmungen ein. Der Mensch weiß wenig von seiner Seele, über die enge Schwelle des Bewußtseins steigen nur rhapsodisch und kärglich sein Hassen und Lieben, sein Glauben und Wollen und der Reichtum seiner Vorstellungen.

Was freilich das psychische Sein als »Unbewußtes« ist, läßt sich anschaulich nicht vorstellen, so wenig sich anschaulich vorstellen läßt, was ein Reales, was Raum und Zeit ist, wenn sie nicht wahrgenommen werden.

Während die Außenwelt mit den Sinnesorganen erfaßt wird, gibt es keinen »inneren Sinn«, der sich selbsttätig auf das Ich richtet. Die Gesetzmäßigkeit, durch die das Ich zur Wahrnehmung kommt, begreifen wir in den Assoziationsgesetzen, gemäß denen allen Bewußtseinsinhalten, den ichlichen sowie den Sinnesanschauungen, eine unmittelbare oder mittelbare Affinität zukommt zu Akten, die ihnen deshalb im Bewußtsein folgen. Welche Rolle dabei der Wille spielt, ob er der mechanischen Kraft analog, im psychischen Leben das zur Veränderung Drängende, Organisierende und Lebendige ist, dieser Frage dürfen unsere Hypothesen mit demselben Rechte näher treten, mit dem der Naturforscher die flimmernden Sterne sich denkt als ein System dynamisch verbundener Massen, obschon er niemals die Wucht, mit der sie ihre Bahnen verfolgen, wird erfahren können.

Vorderhand ist freilich sogar unser Vermuten über den psychischen Kosmos nur Stückwerk. In den Assoziationsgesetzen begreifen wir vage die Gleichförmigkeiten der Verkettungen bewußter Akte, in den charakterologischen Allgemeinbegriffen stabile Reaktionsweisen auf gleichartige Erlebnisse, von den Verflechtungen und Fluktuationen der psychi-

schen Substanz und deren physiologischer Abhängigkeit wissen wir so gut wie nichts.

Daß alle Äußerungen der Iche notwendig bestimmt sind, setzen wir angesichts der psychischen Beharrungen und der Gleichförmigkeiten in der Assoziation und Reaktion voraus, und nur unter dieser Voraussetzung, Regeln notwendiger Anschauungsverknüpfungen zu sein, dürfen wir ihnen Sein zuurteilen. Jedes Ich ist ein mehr oder minder eigenartiges Prinzip. Seine spontanen und reaktiven Äußerungen erfolgen aus seiner Natur mit derselben Notwendigkeit, mit der die Summe der Winkel im Dreieck zwei Rechten gleich ist.

Daß trotz unserer Unkenntnis über die Art der psychischen Gesetzmäßigkeiten wir die Grenzscheide ziehen können um das Gebiet des Psychischen, beruht vorzüglich darin, daß es weder durch Sinne noch allgemein wahrnehmbar ist.

Die Ursache der nur individuellen Wahrnehmbarkeit der Iche beruht darin, daß jedes ein bestimmtes Gehirn als physiologische Basis benötigt. Die Bewußtseinseinheit, in der die Akte eines Ich zur Wahrnehmung kommen, teilt es mit den Bewußtseinsinhalten, in denen die übrigen Seinsarten wahrgenommen werden und die an demselben Gehirn ihre physiologische Basis besitzen. Dieses steht sowohl mit der räumlich-zeitlichen Welt, deren es einen Teil darstellt, als auch mit dem Ich, dessen materielles Substrat es ist, aber nicht mit den anderen Ichen in gesetzmäßigen Beziehungen. So treten in einem menschlichen Bewußtsein neben den Wahrnehmungen, die durch die leiblichen Sinnesorgane bedingt sind,*) immer nur die Äußerungen eines einzigen Iches auf.

*) Die Zeitwahrnehmungen können weder den sinnlichen noch den ichlichen Anschauungen koordiniert werden, sondern

Es ist klar, daß dieses gegenständliche Ich nicht der Außenwelt erfahrend gegenübersteht, sondern selbst nur ein erfahrenes ist.

Die Ansicht, daß zwischen Realität und psychischem Sein eine Idealkonkurrenz bestehe, derart, daß es möglich wäre, Anschauungen beliebig aufzufassen als zugehörig zu den Dingen oder zum Ich, so daß etwa je nach dem Standpunkt die Sinnesempfindungen auch als psychisch können angesehen werden, hat zwar einen ungemein breiten, ja die Psychologie zum Teil beherrschenden Einfluß, ist aber widersinnig; es wäre denn, daß man die Einführung des Fichteschen absoluten Iches, das auch das Nicht-Ich setzt, in die empirische Psychologie verantworten will.*) Ohne eine solche metaphysische Zutat wird die Begründung des methodologischen psycho-physischen Parallelismus**) hinfällig.

Wenn man jedoch anderseits voraussetzt, daß alle psychischen Äußerungen kausaleindeutig bestimmten molekularen Gehirnvorgängen zugeordnet werden können, so leugnet man damit das psychische als besondere Art des Seins. Nur wenn die Iche eine οὐσία sind im aristotelischen Sinne, d. h. wenn ihre Bestimmungen durch kein anderes Seiendes noch gesetzt sind (ob sie zwar durch anderes Seiendes können mitbedingt werden), nur dann sind sie selbständige Regeln notwendiger Anschauungsverknüpfungen, da ja andernfalls

---

sind, als durch das primäre Gedächtnis, das eine besondere Bewußtseinsfunktion ist, bedingt, sui generis.

*) Viel verwirrend wirkt vor allem hier der Mangel an auskömmlicher Terminologie; es wäre zu wünschen, daß die gegenständliche Psychologie als „Charakterologie" von der Psychologie als Phänomenologie strengstens getrennt wird, und daß für das gegenständliche Ich in Anbetracht der vielen homonymen Ichbegriffe wieder „Seele" rehabilitiert wird.

**) cf. Wundt, Grundriß der Psychologie 5, S. 389 ff.

alles ihnen zugehörige Anschauliche bereits herbeigeführt wäre durch molekulare Gehirnvorgänge.

Wenn es kein psychisches Sein gibt, kann man die Iche nur etwa mit Schuppes Terminus als »Zeitdinge«*) bezeichnen, sie sind dann wie Wind und Wetter Zusammenfassungen für eine Reihe inhaltlich verwandter zeiterfüllender Erscheinungen, deren tatsächliches Eintreten notwendig ist, nicht gemäß der zeitdinglichen Einheit, in die wir sie reflexiv zusammenfassen, sondern gemäß den gegenständlichen Regeln (hier also Gehirnmolekülen), die sie als ihre Bestimmungen bedingen. Muß also die Frage, ob es eine psychische Seinsart gibt, dahingestellt bleiben, bis nachgewiesen wird, daß die ichlichen Bestimmungen so wenig durch die gehirnmolekularen Veränderungen allein bedingt sind, wie die realen Dinge durch die Naturgesetze?

Mit so wenig begründeten Aussichten auf Möglichkeiten ließe sich eine jede Begriffsbildung im Keime ersticken. Das Entscheidende für die Trennung des psychischen Seins von der Realität und den übrigen Seinsarten überhaupt ist, daß seine spezifische Eigenart mit ihnen nicht vereinbar ist.

Für die übrigen Seinsarten ist zwar die notwendige Beziehung auf die mögliche Erfahrung charakteristisch, die wirkliche Erfahrung jedoch irrelevant. Das Psychische können wir uns aber nach den phänomenalen Befunden nur als in seinem Sosein abhängig vom tatsächlichen Bewußtseinsleben denken. Der Einwand, daß auch auf die realen Dinge ihr wirkliches Wahrgenommenwerden nicht ganz unwirksam bleibt, insoferne ja durch die beteiligten gehirnmolekularen Vorgänge angesichts der durchgängigen Wechselwirkung eine zwar verschwindende aber doch

*) Schuppe, Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik, S. 123 ff.

positive Verschiebung aller materiellen Gruppierung in der Welt eintritt, ist nicht stichhältig. Denn die mechanischen Gehirnprozesse müssen selbst durchwegs mechanisch verursacht sein*) und werden durch ihre etwaigen Begleiterscheinungen im Bewußtsein nicht berührt.

Nun kennt zwar die phänomenologische Psychologie eine Reihe von Fällen, in denen gewisse Sinneserfahrungen nur eintreten, falls ihnen bestimmte andere vorausgegangen sind, (so wenn die Sinne mit ihren spezifischen Energien auf nicht normale Reize zu reagieren, nachdem sie schon normal funktioniert hatten) aber diese Erscheinungen sind unvergleichlich mit jener tiefgreifenden inhaltlichen Umgestaltung des seelischen Lebens, die jedes einzelne Erlebnis mit sich führen kann.

Das letzte Wort über das psychische Sein ist solange nicht gesprochen, als die psychologische Kausalität noch ungeklärt ist. Jedenfalls ist die Behauptung der gänzlichen Bestimmtheit des Psychischen durch Gehirnvorgänge einstweilen aus der Luft gegriffen und für jeden, der sich in das seelische Leben versenkt hat, unverständlich. Auch wenn das Ich in der strengsten Abhängigkeit von physiologischen Prozessen steht, müssen doch seine anschaulichen Bestimmungen durch diese allein noch nicht gesetzt sein.

Durch die Frage, ob das Ich eine *οὐσία* ist, wird das kantische Problem des intelligibeln Charakters aus der Metaphysik in das fruchtbarere Erdreich der Erfahrung verpflanzt.

---

*) Eine Behauptung der Abhängigkeit der molekularen Veränderungen vom Bewußtseinsleben würde sich wenig vertragen mit der These, daß alles psychische Bewußtseinsleben von Gehirnprozessen abhängig sein soll.

Die Arten des Seins und die Erkenntnis.

Daß mit den dargestellten Arten des Seins der ontologische Kreis beschlossen sei, läßt sich bei der Unableitbarkeit des Besonderen nicht erhärten. Kant gibt zwar in den »Analogien der Erfahrung« die Anregung, aus dem Aggregat der Seinsarten eine systematische Ontologie darzustellen, aber auch eine solche wird nie mehr sein können, als eine Bilanz des jeweiligen Weltbegriffes.

Da die Arten des Seins sich durch ihre kategorialen Gegenstandsbegriffe unterscheiden, fragt es sich, was die Ontologie von der Kategorienlehre zu erwarten hat. Zuvörderst heischt sie von ihr die noch wenig entwickelte begriffliche Exposition ihrer Kategorien, die gemäß der Übereinstimmung von Aristoteles und Kant fruchtbar nur aufgefaßt werden können als Produkte des begriffsbildenden Denkens,*) in denen sich aber der konstruktive Charakter des Denkens dadurch auf einzigartige Weise ausprägt, daß sie die Regelmäßigkeiten der Anschauung, die unter sie subsumierbar sind, als notwendig stempeln.

Über die Frage, was wir denken, wenn wir Regelmäßigkeiten der Erfahrung als notwendig

*) cf. Brentano, „Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles.“ Kap. V, § 4. Die Kategorien sind die höchsten synonymen Allgemeinbegriffe, die höchsten Gattungen des Seienden. — Lask, „Fichtes Idealismus und die Geschichte“, Kap. I, Kants analytische Logik des transzendentalen Begriffs.

behaupten, bleibt man sich gerne das Nachdenken schuldig.

Daß der Begriff der Notwendigkeit, der das einzige an den Kategorien anschaulich nicht Schematisierbare darstellt, in der vorkantischen Philosophie nicht begriffen wurde, ist verständlich. Aber auch Kant hat ihn bei der ungenügenden Durchführung seiner Ontologie nicht zur Klärung gebracht, vielmehr rückte die Handhabung der transzendentalen Methode die ontologische Notwendigkeit wieder in bedenkliche Nähe zur logischen.

Wie Aristoteles das Notwendige als das ἀεὶ vom ἐπὶ τὸ πολὺ unterschied,*) so wird auch neuerdings des öfteren behauptet, daß der Begriff der Notwendigkeit nicht mehr wie das ἀεὶ bedeuten könne.**)

Somit wäre er überflüssig. Doch das ἀεὶ***) findet überhaupt erst in der Notwendigkeit seine *Begründung*. Denn die Erfahrung zeigt nur Regelmäßigkeiten, die zum ἀεὶ sich verhalten wie das Endliche zum Unendlichen, nur aus der zu ihnen hinzugedachten Notwendigkeit wird es erschlossen. Der durch die Notwendigkeit, die in den gegenständlichen Kategorien gedacht wird, charakterisierte Seinsgrund ist neben der im Erkenntnisgrund gedachten logischen Notwendigkeit die einzige selbstständige Wurzel des Satzes vom Grunde.

---

*) cf. Aristoteles, Metaphysik XI, 8.

**) cf. Simmel, „Kant“, S. 30: „So scharf Kant den Satz: A ist die Ursache von B, von dem unterscheidet: B folgt zeitlich auf A, so weiß ich doch nicht, worin sich diese objektive Kausalfolge von der Bestimmung unterschiede, daß in jedem überhaupt je vorkommenden Fall B auf A zeitlich wahrnehmbar folgen wird.

***) Das ἀεὶ stehe hier nur a potiori als Abbreviatur für die verschiedenartigen Regelmäßigkeiten der notwendigen Anschauungsverknüpfungen.

Der Kategorienlehre liegt es ob, die ontologische Notwendigkeit als den einheitlichen Grund der in den Seinsarten bestimmten Regeln der Anschauungsverknüpfungen in seinem Verhältnis zu den anschaulich schematisierbaren Bestimmungen der Kategorien auszuführen.

Wenn die Ontologie von der Kategorienlehre mehr wie die Dienste der Begriffsbestimmung fordert, nämlich einen Leitfaden für die vollständige Auffindung aller gegenständlichen Kategorien, so wird sie sich mit Geduld wappnen müssen:

Kant hat die metaphysische Deduktion der Kategorien nicht zu leisten vermocht, daher bleibt die Aufzählung der Kategorien rhapsodisch, und der Ableitung der Kategorien aus der Tafel der Urteile muß eine Ableitung von Urteilen aus der Tafel der Kategorien, die von der Ontologie abhängig ist, zur Seite gestellt werden.

Dies tut die von Windelband eingeführte Unterscheidung der reflexiven und der konstitutiven (gegenständlichen) Kategorien, deren Trennung nach ontologischen Gesichtspunkten unternommen ist.*)

Wie es auch die Entwicklung der Erkenntnistheorie halten mag mit der »Deduktion der reinen Verstandesbegriffe«, ob sie die reflexiven Kategorien als metaphysisch, die konstitutiven als nur transzendental deduzibel definitiv zu trennen sich entschließen wird, für die Ontologie ist ihre Unterscheidung noch in ganz anderem Sinne grundlegend.

Die konstitutiven Kategorien sind notwendige — die reflexiven willkürliche Synthesen. Die Gegenstände, die durch diese gedacht werden, existieren nicht. Der Gattungsbegriff Sein schließt alles bloß Gedachte von sich aus, und das Unter-

*) cf. Windelband, „Vom System der Kategorien", S. 48. Festschrift für Sigwart.

scheiden und Vergleichen, Zählen und Verbegrifflichen sind Denkoperationen, mit denen wir die Anschauung zwar in objektiver Weise, aber nur im und für das Denken bearbeiten, indem wir nicht annehmen, daß, wenn wir etwa beliebige Gegenstände auszählen, diese Zusammenfassung auch, sofern sie nicht gedacht wird, gesetzt sei.*)

Hingegen in den konstitutiven Kategorien, die den Seinsarten zugrunde liegen, wird Notwendigkeit gedacht als eine Zusammengehörigkeit, für die das wirkliche Gedachtwerden gleichgültig sein soll; alle konstitutiven Kategorien sind Voraussetzungen, in denen das konstruktive Denken über die Erfahrung und seinen eigenen psychologischen Charakter hinausgeht, dergestalt, daß für die behauptete Regel notwendiger Anschauungsverknüpfungen die wirkliche Erfahrung immer das zureichende Kriterium bleibt, und daß ihre konstanten Gleichförmigkeiten in der Notwendigkeit die Begründung finden.

Obschon die Gleichheiten, die Verschiedenheiten, die Anzahlen der Dinge usf. nicht existieren, besitzen sie doch eine Analogie zum Existenzbegriff, durch die sie ihm oft gefährlich geworden sind. Die Objektivität dieser »Gegenstände höherer Ordnung«, als welche sie Meinong in der Erkentnistheorie, heimisch gemacht hat, drücken wir dadurch aus daß wir ihnen »Bestand« zuurteilen.**)

Der begriffliche Wert dessen, was unter Bestand zu denken sei, ist, da er in keiner eindeutigen Be-

---

*) Daraus folgt nicht, daß die mathematisch formulierten Naturgesetze nur reflexiv sein können, oder, wenn dies nicht eingeräumt wird, daß die Zahlen konstitutiv sind. Die mathematische Formulierung ist nur der begriffliche Ausdruck für die Notwendigkeit bestimmter anschaulicher Verknüpfungen.

**) cf. Meinong, „Über Gegenstände höherer Ordnung“ Ztschr. f. Psych. XXI.

ziehung zur Anschauung steht, nicht in einer Formel auszusprechen. Daß das Seiende durch die Begriffe des reflexiven Denkens so bearbeitet werden kann, daß nicht nur gemäß der jeweils gegebenen Anschauung diese und jene Vergleichungen vollziehbar sind, sondern unser Denken die Geschehnisse in allen Weiten erraten und das Zukünftige mit größter Zuverlässigkeit antizipieren kann, beruht in der Gesetzmäßigkeit der Erfahrung, wie sie sich in den Arten des Seins ausspricht.*)

Sie macht es möglich, Erkenntnisgründe zu finden, aus denen die Bestimmung jedes Seienden, die extensiven, protensiven und intensiven, auf den verschlungensten Umwegen erschlossen werden können, wenn nur die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten und einzelner Tatsachen eine genügende Handhabe bietet.**)

Erkenntnistheorie ist kritischer Spinozismus.

Dies aber nur, wenn unter Erkenntnis allein die Verbegrifflichung des Seienden verstanden wird. Im Existierenden das einzig Wirkliche zu sehen, dem unser Denken gegenübersteht, mit dieser Einseitigkeit dürfte die Philosophie endgültig gebrochen haben.

Die Wertwirklichkeit grenzt durch ihren Gegensatz zum bloßen Gedachtsein an den Existenzbegriff. Ihre begriffliche Explizierung ist erst eingeleitet, sie ist das spezifisch moderne Problem. Das Herausarbeiten der selbständigen Bedeutung der Wertwirklichkeit gegenüber der Natur, »dem Inbegriff aller Gegenstände der Erfahrung«, ist nicht nur ein Anliegen der Erkenntnistheorie. Denn

---

*) Die Arithmetik beruht als analytische Wissenschaft zwar auf Vereinbarung, aber ihrer Anwendung auf die Erfahrung liegen weitgehende Annahmen über deren Gesetzmäßigkeit zugrunde.

**) cf. Lotze, Logik, § 348 und 349.

ein Naturalismus, der die Werte meistert, wie ein Idealismus, der meint, vor der Erfahrung die Augen schließen zu müssen, zersetzen beide die Substanz des Lebens.

Die abendländische Begriffsentwicklung hat ihr überwiegend naturalistisches Gepräge dadurch wettgemacht, daß sie das ontolgische Problem in der kantischen Erkenntnistheorie zu einem Abschluß brachte. Mit diesem Abschluß hat Kant zugleich durch die systematische Begründung der Wertwirklichkeit die »Weltanschaung« mit neuem Inhalt erfüllt.

Die logische Struktur der objektiven Werte (die Kant nur in der Ethik und Ästhetik durchgeführt hat) ist nicht ohne Analogie zu der Objektivität des Seienden. Doch liegt ihr Gattungsmäßiges nicht in einer notwendigen Beziehung zur Anschauung, sondern in einer Beziehung auf die Anerkennung, die, unabhängig vom hic et nunc anerkannt werden, in einem mehr oder minder akzentuierten, hypothetischen oder kategorischen, aber stets mehr als individuellen Sollen sich ausspricht.

Der Grund, in dem wir das Sollen verankert denken, ist ein sehr vielgestaltiger. Wenn es gilt Urteile zu fällen über Wertwirklichkeiten, ist das Kriterium an erster Stelle ein allgemeines lebendiges Wissen von ihnen. Aber kann die Beurteilung eines Wertes, der in dieser konkreten Überzeugung keinen festen oder gar keinen Halt findet, sich jemals mit dem Pathos, mehr als individuelle Überzeugung zu sein, auf ein Kriterium berufen, wie das »e pur si muove« auf die mögliche Erfahrung?

So viel ist klar, daß in der Erkenntnistheorie die Erkenntnis des Seienden und die Erkenntnis des Wertwirklichen nicht ohne weiteres koordiniert werden dürfen. Nun ist aber die Erkenntnis des

Seienden selbst ein Wert: die Wahrheit gilt als der gewisseste aller Werte.

Die Einreihung der Wahrheit unter die allgemeinen Werte ist berechtigt. Verfänglich wird sie nur, wenn übersehen wird, daß die Objektivität der Wahrheit als Wert und ihre erkenntniskritische Objektivität nicht zusammenfallen.

Gleichwie die Rechtsnormen von der anderen normativen Wirklichkeit sich abheben dadurch, daß sie im Rechtszwang Garantien ihrer Erfüllung besitzen, so hat die Wahrheit in der Anschauung ein Kriterium, ganz unabhängig davon, daß die Erkenntnis des Seienden ein Wert ist.